

Das Machmal

VON JOSEF JOFFE

Man sollte nicht wähnen, daß der Streit um das Berliner Holocaust-Mahnmal nun beendet wäre – nachdem der Bundes-Kulturbeauftragte Michael Naumann eine Art Kompromiß-Koalition zusammengeschirrt hat. Wie soll die Lösung aussehen? Die Mahnmaler sollen ihr Stelenfeld haben – aber geziemend reduziert auf vielleicht 1500 Quader. Die Anti-Gedenkler – zu denen man Bürgermeister Diepgen und wohl auch Kanzler Schröder zählen darf – kriegen ein paar massive Bauobjekte, die das Stelenfeld ein wenig „applanieren“: eine Bibliothek, ein Ausstellungsgebäude, ein Forschungszentrum. Die amerikanische Judenheit, die sozusagen das „Ausland“ repräsentiert, bekommt eine Dependence des New Yorker Leo-Baeck-Institutes. Diese Zusatz-Elemente haben alle nützliche Funktionen. Ihre Hauptaufgabe aber ist es, der „Monumentalisierung unserer Schande“, wie es Martin Walser auszu-drücken beliebt, den Stachel zu ziehen – das „Schandmal“ zu sterilisieren, das Rudolf Augstein als Dauer-Bedrohung des deutschen Normalitätsanspruchs sieht.

Überall im deutschen Feuilleton haben sich als gleich die Bedenken-träger gemeldet, und zwar im Namen der reinen Ästhetik. So unrecht haben sie nicht, wenn sie murren, daß ein Kunstwerk wie das Eisenmansche Stelenfeld nicht beliebig wie eine Anzughose gekürzt werden könne, daß der Kompromiß gar den Weg freimache für eine „Mehrzweckhalle der Betroffenheit“. Nun gut, in einer idealen Welt, in der allein das Schöne regiert, müßte man den Autonomieanspruch der Kunst nicht nur ehren, sondern ganz hoch hängen. In einer Welt, in der das Gute zur Richtschnur wird, sollte man sehr wohl ein ganzes Fußballfeld mit 4000 Stelen (so Eisenman I) bepflanzen.

Warum? Um mitten in der restaurierten imperialen Architektur und ein paar Schritte von der Neo-Normalität des Potsdamer Platzes mit seinen Denkmälern der Globalisierung ein mächtiges, unumgängliches Symbol der Diskontinuität zu setzen. Die Monumentalität des Mahnmals würde die Monumentalität des Menschheitsverbrechens evozieren – den ewigen Riß in der deutschen Geschichte, den kein Walser je wird zukleistem können: diese unendlich tiefe Kluft zwischen der deutschen Kulturturnation vor 1933 und der erfolgreichen Demokratisierung nach 1945. Wir leben aber nicht in einer idealen Welt, in der die Nachgeborenen so stark und so edel wären, um sich ohne Zögern und Zagen ins Herz ihrer Hauptstadt ein so riesiges Grabmal-Feld zu bauen, das auf ewig an die Untaten ihrer Vorväter erinnert.

Deshalb will ein Eberhard Diepgen nicht Bürgermeister in der „Hauptstadt der Reue“ sein, will er eine „Mahnmalmeile“ ebensowenig wie Kanzler Schröder.

Deshalb ist auch Naumann anfangs losgeprescht, um das Ding wirklich wegzuplanieren – kein Denkmal mehr, nur noch Museen und Forschung. Doch darf man die Sache nicht nur Schröder anlasten, der dem Projekt anfänglich wohl so zugetan war wie Heinrich II. dem Thomas Becket: „Kann mir nicht jemand diesen schrecklichen Priester vom Halse schaffen?“ Denn das Mahnmal wird nun schon seit zehn Jahren be- und zerredet. Mal werden ästhetische, mal „erinnerungstechnische“ Bedenken aufgeföhren, aber man muß nicht Onkel Sigmund konsultieren, um das Offenkundige zu konstatieren: das Unbehagen an einem Monstrum, das die Nachfahren auf ewig an die Kette kollektiver Haftbarkeit, zumindest aber der Scham legen soll.

Genauso offenkundig, auch das werden die Bonner in ihren ersten hundert Tagen erkannt haben, ist die Unmöglichkeit, das Mahnmal ganz einzuebennen. Auch 54 Jahre danach leben die Deutschen in einer Welt, in der gerade die Freunde geschärften Blickes auf Anzeichen des Neo-Wilhelminismus und der Vergangenheitsverweigerung blicken. Da ist es allein schon ein Gebot praktischer Staatsräson, den Plan endlich zu vollenden. Die Verfechter der reinen ästhetischen Vernunft müssen dabei bedenken, das dies längst ein politisches, ja staatliches Projekt geworden ist. Und anders als die Ästhetik läßt die demokratische Politik kein Absolutum zu. Es müssen diverse Interessen befriedigt werden. Am Ende steht immer ein Kompromiß, im glücklichsten Fall eine Synthese.

„Eisenman-plus“ darf man getrost unter „Synthese“ einordnen – vielleicht gar unter „Synergie“, nämlich von Museum und Mahnmal. Wer zwei, drei Stunden durch das Holocaust-Museum in Washington gegangen ist, sucht geradezu nach einem Raum, in dem er zur Ruhe kommt, wo er sich Trauer und Reflektion hingeben kann. Diesen Raum findet er in der *Hall of Remembrance*; in Berlin wird er ihn im Stelenfeld finden. Warum dann nicht *nur* ein Museum plus Bibliothek und Forschungsstätte? Weil Räume stets umgewidmet werden können – sind sie aber organisch mit dem Stelen-Vorfeld verbunden, läßt sich an der Ur-Bestimmung nicht mehr so leicht rütteln.

Umgekehrt: Wenn nachfolgende Generationen längst vergessen haben werden, was das Mahnmal symbolisiert, sind da noch immer die Bibliothek, das Museum, die erfahrbar machen, was nicht mehr erinnerbar ist. Wer „Eisenman-plus“ nicht will, möge nicht kritteln und nörgeln, sondern eine anderes Konzept vorstellen, das Politik und Ästhetik halbwegs vereint, und dazu die „Anatomie“ und die „Physiologie“ der Erinnerung – also: die Stelen und Gebäude hier und die Inhalte, die Bücher und Exponate, dort.